

Nr. 100. Bydgoszcz/ Bromberg, 3. Mai 1938

Im Kino fing es an..

Roman von **Hugo M. Kritz.**

Urheberschutz für (Copyright by) Knorr und Hirth G. m. b. H. München 1937.

(5. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Pfaffe ließ sich vorsichtig auf den Stuhl nieder. „Sie gestatten. Mein Name ist Pfaffe. Ohne Doktor. Buchhändler Pfaffe."

„Sehr erfreut." Oberthür hatte die nebelhafte Empfindung, daß er zuviel getrunken hatte. In seinem Hirn rotierte ein Karussell von Gedanken, höchst unvernünftig. So zum Beispiel hätte er gern unter den Tisch gelugt, ob Herr Pfaffe nicht einen Pferdefuß habe. Denn wer anderes konnte er sein als Luzifer selbst, der Fürst der Finsternis. Aber er tat es nicht. Er sagte höflich: „Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet. Mein Name ist Oberthür. Ich bin Komponist."

Unter den buschigen schwarzen Brauen glommen klein und listig die Augen des teuflischen Herrn. „Sie müssen wissen, ich interessiere mich sehr für Musik. Was halten Sie von Beethoven?"

Oberthür war hilflos. Er sprach ja überhaupt nur ungern über Musik, und gar wenn einer so anfing. („Reden wir lieber von Käse. Was halten Sie von Roquefort passiert?") Er sagte es nicht, denn er fühlte sich diesem Herrn verpflichtet. Der fuhr auch schon fort: „Der ewige Gottsucher Beethoven. Er ist wie ein heiliger Berg. Behütet von Geistern mit flammenden Schwertern. Welcher Sterbliche vermag die Spitze dieses Berges zu erschauen? Aber da oben ist die Luft dünn, mein Herr. Dieser Herr Beethoven riecht nach Weihrauch." Der Buchhändler Pfaffe kicherte. „Nach Weihrauch, dem heiligen Gift."

„Sie sind verrückt!" entfuhr es Oberthür.

Aber Pfaffe lachte nur. „Verrückt? Wofür ist das ein Wertmesser?"

Jetzt erst bemerkte Oberthür, daß der Buchhändler betrunken war. Diese Feststellung wirkte sehr erleichternd. „Ich weiß", sagte Oberthür, „Sie sind der Teufel".

„Und wenn", lachte Pfaffe. „Diese Erde ist mein Reich."

„Nie", sagte Oberthür. „An den Teufel glaubt keiner."

Pfaffe neigte sich vor. „Ich will Ihnen was sagen, junger Mann. An den Teufel glaubt man nicht. Vom Teufel wird man nur geholt." Er erhob die Stimme: „Herr Swoboda! Zwei Korn!"

Oberthür fühlte sich jetzt ganz behaglich. Korn war eine gute Idee. Wenn Herr Pfaffe ein Teufel war, dann war er kein übler. Wahrscheinlich aber war er nur ein betrunkener Buchhändler.

„Sehen Sie", sagte Pfaffe während er mit der Zungenspitze den Korn von seinen Lippen wischte, „man kann ja Musik mit nichts anderem vergleichen. Kunst geht durch den Verstand. Nur Musik geht direkt ins Herz".

„Das schon", nickte Oberthür, „haben Sie vielleicht eine Zigarre?"

„Herr Swobada! Eine Zigarre zu vierzig!" Er wandte sich zu Oberthür: „Haben Sie schon Opern komponiert?"

Oberthür schüttelte den Kopf. „Ich wollte mal ein Ballett schreiben."

„Und warum haben Sie es nicht getan?"

„Ich hatte dann keine Lust mehr. Es war zuviel Arbeit."

Pfaffe sah ihn an. „Genie ist Fleiß", sagte er und erhob seinen Zeigefinger.

Oberthür schnitt eine Grimasse. „Rossini", sagte er, „Rossini hat nur im Bett komponiert. Sie kennen doch die Anekdote von ihm —"

„Ich kenne alle Anekdoten. Aber Anekdoten sind niemals wahr. Was haben Sie überhaupt schon komponiert, wenn ich fragen darf?"

Oberthür lächelte bescheiden. „Nur für den Hausgebrauch. Ein Ständchen einmal für meine Großmama, ein Wiegenlied für eine Kusine und so."

Pfaffe schüttelte nachdenklich den Kopf. „Und davon leben Sie?"

„Ich werde demnächst eine Sinfonie schreiben. Vielleicht noch in diesem Jahr."

Pfaffe blickte vor sich hin auf den Tisch. Dann wandte er jäh den Kopf herum: „Komponieren Sie mir doch auch etwas!"

„Mit Vergnügen. Wenn Sie gestatten, werde ich Ihnen meine Sinfonie widmen."

„Oh, das ist zuviel Ehre. Schenken Sie mir ein kleines Lied. So zum Andenken."

„Augenblick", sagte Oberthür. Er fühlte sich ungeheuer in Form. „Das werden wir gleich haben." Er drehte die Speisenkarte um, wühlte seinen Alpakableistift aus der Brusttasche hervor und zog mit verblüffender Geschwindigkeit verhältnismäßig gerade Linien über das Papier. „Das ist noch gar nichts", sprach er dabei, „Richard Wagner hat freihändig Linien gezogen, die waren gerader als ein Lineal. So. Was soll ich Ihnen komponieren? Eine Serenade vielleicht?"

„Oder einen Tango", wandte Herr Pfaffe ein.

„Pfui", sagte Oberthür. „Ich denke, Sie sind musikalisch?"

„Also einen Walzer."

„Haben Sie einen Text? Dann geht es leichter."

Nun tat Herr Pfaffe so, als müsse er erst nachdenken, obwohl er mit Versen angefüllt war wie eine Tonne. Die Verse waren alle von ihm selbst. Schließlich sagte er: „Wie der Himmel so blau sind deine blauen Augen."

Oberthür schlug mit dem Fuß den Takt und sang: „Wiedeeer — Himmelso — blau — siiind — dei — neee", er brach ab. „Nicht geeignet für Dreivierteltakt", sagte er. „Vielleicht wissen Sie noch einen andern Text."

Noch hundert, dachte Herr Pfaffe und sagte: „Dein Mund ist so rot wie des Rösleins zarte Hülle."

Gegen Texte war Oberthür immun. Er sang: „Dein Muuundistso — rovo — twiedes Röös — leinszartehülle — so geht das auch nicht. Zwei Silben zuviel, kann man nicht einfach sagen, wie das Röslein am Bach?"

„Wieso Bach?" fragte Pfaffe verwirrt.

„Bitte. Also Strauch. Röslein am Strauch."

„Darauf reimt sich nichts."

„Bauch, Hauch, Rauch, Lauch —"

„Wie Sie wünschen", sagte Pfaffe, „es wird sich schon etwas finden. Swoboda, noch zwei Korn."

Swoboda schlürfte auf schweren Füßen umher wie ein beleidigter schwarzer Mammut.

Oberthür lehnte sich weit zurück, streckte die Füße unter den Tisch und starrte zur Decke empor, wobei er halblaut vor sich hinsummte. Es war doch noch ein famoser Abend geworden. Eine nette Dur-Melodie, Moll stünde in gar keinem Verhältnis, hell und freundlich, vielleicht Es-Dur. Er gab sich einen Ruck, malte drei B auf die Linien und sagte: „Es-Dur."

„Was heißt das?" fragte Herr Pfaffe.

Oberthürs Bleistift lief hurtig über die Linien, malte Rundköpfe und Strichlein und runde Bogen und Herr Pfaffe dachte: Was es für komische Leute gibt. „Es-Dur", sagte Oberthür, während er schrieb, „das ist so wie C-Dur, nur eine kleine Terz höher. Ganz einfach."

Herr Pfaffe nickte und sagte: „Ach so". Er sah gar nicht mehr satanisch aus. Er glotzte ziemlich glasig auf das Papier und bewunderte Oberthür sehr. Wenn ich das könnte, dachte er, ich würde damit viel Geld verdienen.

Oberthür komponierte vierundsechzig Takte Walzer, es ging ganz schnell, er machte massive Bässe dazu und hatte seinen Spaß. „Hier zum Beispiel", sagte er und deutete auf sein Gekritzel, „falle ich ganz überraschend in G-Dur", was sagen Sie dazu? und dann in drei Takten über C-, F- und B-Dur zurück nach Es."

„Donnerwetter", sagte Herr Pfaffe verständnislos.

Oberthür reichte ihm das Papier. „Es sei Ihr Eigentum", sagte er und trank den Korn aus.

„Vielleicht schreiben Sie es drauf, daß es mir gehört", versetzte Herr Pfaffe.

„O gern", Oberthür schrieb auf das Papier: Opus 1 von Franz Oberthür, gewidmet dem und Eigentum des hochverehrten Herrn Pfaffe."

„Mit allen Rechten", sagte Pfaffe. „Schreiben Sie noch dazu: mit allen Rechten." Oberthür tat es — Datum!" — Oberthür schrieb das Datum hin. — „Unterschrift!" — Auch seine Unterschrift setzte er darunter. Herr Pfaffe riß ihm das Blatt aus der Hand und steckte es kichernd ein.

„Der Pakt mit dem Satan", sagte Oberthür und klopfte Herrn Pfaffe auf die Schulter: „Wie wär's, wenn wir um einen Brathering knobeln würden, Herr Satan?"

Pfaffe lächelte. „Er sei Ihnen von vornherein gewährt." — — —

Alles war schön und gut, aber daß Lotte nicht gekommen war, gab zu denken. Sie, die zuverlässig war wie das Reichskursbuch, blieb nicht ohne Grund einfach fort. Ein Mann —? Oberthür erwog diesen Gedanken nur sehr ungern. Was sollte es aber anderes sein? Es war ein Mann. Oberthür fühlte einen schwarzen Groll gegen Lotte in sich heranwachsen und begoß ihn mit Korn, den Herr Pfaffe bezahlte.

Aber Erleichterung fand er eigentlich erst, als er zu Hause in seinem ungeheizten kargen Zimmer war und nach dem Roman griff, der immer auf seinem Nachttisch lag. Er las: „Die Komtesse klingelte ihrer Zofe. Dieselbe war ein tölpelhaftes Geschöpf und hatte krumme Beine."

Das freute ihn.

3.

Aber es gab noch andere Leute, die an diesem Abend Korn tranken, zum Beispiel Herrn Leonhard von Schippenheil. Es war freilich kein gewöhnlicher Korn, sondern ein teurer holländischer Genever, obwohl Lotte fand, daß er genau so scheußlich schmeckte wie jeder andere Branntwein. Daraufhin bestellte er für sie etwas Rotes, das süß schmeckte. Das merkwürdigste aber war, daß sie in einer Bar saßen. Lotte ging nur selten in Bars, und am wenigsten mit fremden Herren. Aber dieser Herr von Schippenheil hatte eine seltsame Art mit Menschen umzugehen. Er ließ ihnen keine Zeit zu überlegen oder zu widersprechen. Lotte dachte, wenn sie mit einem solchen Mann länger befreundet wäre, hätte sie ihm mancherlei abzugewöhnen. Aber schließlich hatte man ja nur rein sachliche Dinge zu besprechen und in dem Café, wo sie zuerst gesessen hatten, war es so mäuschenstill gewesen, daß man nur flüstern konnte. Mit den sachlichen Dingen war man nun eigentlich fertig. Man hätte eigentlich nun nach Hause gehen können, aber Herr von Schippenheil wollte mit einemmal tanzen. Zuerst hatte er unbedingt Genever trinken müssen, und jetzt mußte er unbedingt tanzen. Glücklicherweise trug Lotte ein gutgenähtes Kleid, so daß sie keinen Grund hatte, abzulehnen.

Leonhard von Schippenheil war ein seltsamer Herr. Er war zuletzt Erster Offizier bei einer portugiesischen Schiffahrtlinie gewesen. Früher hatte er Orchideen gezüchtet auf Sumatra und viel Geld verloren. Noch früher war er Offizier beim Norddeutschen Lloyd gewesen. Lotte glaubte ihm kein Wort. Sie hielt ihn für einen Abenteurer, und das war vielleicht noch schöner. Beiläufig stellte sich heraus, daß er auch Kriegsberichterstatter in Abessinien gewesen war, und das glaubte Lotte schon gar nicht. Sie lächelte in sich hinein und fand ihn nett. Er sah jung aus, weil er schlank und hochgewachsen war. Sein Gesicht war aber von einigen scharfen Falten durchpflügt. Energiefalten in dunklen, wetterfesten Gesichtern fand Lotte reizvoll. Wenn sein herausfordernder Blick sie streifte, so war es, als sinke etwas in ihr, vielleicht war es ihr Mut, vielleicht waren es auch ihre wohlerprobten Prinzipien. In jedem Falle war es eine überraschende Feststellung, daß sie sehr brav und jungmädchenhaft mit gefalteten Händen und geschlossenen Knien auf dem roten Plüsch eines Barsofas saß und die Fragen gehorsam beantwortete, die ein wildfremder dahergereister Mensch von zweifelhafter Beschaffenheit an sie richtete. Sie wußte nicht, daß es ihr außerordentlich gut stand, so sittsam dazusitzen wie ein braves Mädchen, mit ihren weißen Zähnen und den langen Wimpern, die sich wie kleine schwarze Fächer auf ihre Wangen legten. Vielleicht wußte sie es aber auch, Herr von Schippenheil war sogar anfangs davon überzeugt, denn er hatte in manchen Dingen komische Ansichten über Großstadtmädchen, obwohl er viel in der Welt herumgekommen war.

Zuerst hatte Lotte gestutzt, weil er blind ihre Geschichte geglaubt hatte, ihr Abenteuer in der Kaiserallee. Er hatte ihr so selbstverständlich und ohne Überraschung geglaubt, daß der Verdacht nahelag, er amüsiere sich im stillen über sie. Lotte hatte daraufhin gesagt: „Sie brauchen mir nicht dankbar zu sein, weil ich Ihnen Ihre Brieftasche wiedergebracht habe. Wenn Sie meinen, daß ich geistesgestört bin, sagen Sie es ruhig. Sie wären nicht der erste in dieser verrückten Nacht, der solches von mir dächte."

Oh, davon wäre keine Rede, hatte er lächelnd erwidert, aber er habe schon zuviel erlebt, um noch überrascht sein zu können. Das klang ziemlich versnobt, aber man hatte den Eindruck, daß es ihm vielleicht wichtiger erschien, auf Lottes kühn geschwungene Lippen zu sehen als sich über rätselhafte Vorgänge in der fernen Kaiserallee den Kopf zu zerbrechen. Diesen Eindruck hatte Lotte, und sie war eine Frau. Dennoch versuchte sie, so sachlich und genau zu sein wie immer. Zum wievielten Male sagte sie jetzt schon: „Aber es muß doch eine Erklärung für dies alles geben!" Und zum wievielten Mal antwortete er orakelhaft: „Es gibt eben Dinge zwischen Himmel und Erde . . ." Lotte hatte sich darüber geärgert, denn was sie erlebt hatte, erschien ihr durchaus nicht spaßig. Aber dann meinte er ernst: „Natürlich gibt es eine Erklärung. Sie ist aber ohne Zweifel so verblüffend einfach, daß wir von allein gar nicht darauf kommen können."

„Es gäbe nur eine Erklärung", sagte Lotte. „Nämlich, daß es zwei Häuser Nummer 179a in der Kaiseralle gibt, beide haargenau gleich eingerichtet, beide mit einem Schild an der Tür, auf dem der Name Kilian steht. Wenn man aber eine solche Erklärung gelten läßt, ist es ja viel einfacher, gleich an Spuk und Hexerei zu glauben."

„Glauben Sie nicht an Spuk und Hexerei. Zwei gleiche Häuser gibt es nicht. Gedulden Sie sich bis morgen. Ich werde dann feststellen, wer diese Manja Stojowska ist, ob es die gleiche Frau ist, die Sie gesehen haben und was für eine Bewandtnis es mit diesem Haus hat. Ich persönlich kann Ihnen nur immer wiederholen, daß ich nicht die geringste Ahnung habe, was diese Frau von mir wollte und warum sie mir geschrieben hat. Also Geduld bis morgen." Er lächelte. „Wollen wir tanzen? Das seltsame Mißgetön, das Sie hören, heißt Midnight-Blues und ist zur Zeit in London sehr beliebt. Man braucht sich dabei nicht echauffieren, es plätschert hin wie lauwarmes Badewasser. Sie müssen wissen, ich tanze mit der Grazie eines Garderobeständers. Darum bevorzuge ich behutsame Rhythmen."

(Fortsetzung folgt.)

Hölle im ewigen Eise!

Eine neue Darstellung der Polartragödie des Bennet-Schiffes „Jeanette". — Kapitän De Long fährt im Rettungsboot nach Sibirien.

Der amerikanische Seeoffizier und Schriftsteller, Commander Edward Ellsberg, hat in einer dreijährigen Arbeit das bisher wenig bekannte Material über die tragische Polarfahrt der „Jeanette" im Jahr 1879 bearbeitet und soeben in zusammengefaßter Form herausgegeben.

Der Besitzer der großen amerikanischen Zeitung „New York Herald", Gordon Bennet, der Mann, nach dem auch der Bennet-Pokal benannt ist, trug sich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit dem Gedanken, auf eigene Kosten eine Polarexpedition auszurüsten, nachdem er bereits vorher Stanley nach Afrika geschickt hatte, um dort Livingstone zu suchen. So geschah es, daß am 8. Juni 1879 das gut ausgerüstete und mit allen technischen Errungenschaften der damaligen Zeit versehene Dampfschiff „Jeanette" das Goldene Tor von San Franzisko verließ, um die schwedische Expedition Nordenskjöld, von der man keine Nachricht hatte, irgendwo an der sibirischen Eismeerküste einzuholen. Eine Begegnung zwischen dem Leiter der „Jeanette"-Expedition, Kapitän de Long und Nordenskjöld in der Arktis wäre ein prachtvolles Gegenstück, so meinte der amerikanische Zeitungskönig, zu der bereits weltberühmt gewordenen Begegnung zwischen Stanley und Livingstone in den Urwäldern Afrikas.

Im August segelte die „Jeanette" durch die Beringstraße. Es dauerte nicht lange, bis sie an der sibirischen Eismeerküste Nachricht von Nordenskjöld erhielt, der dort überwintert haben sollte. Freilich war es schwer, etwas Näheres von den eingeborenen Tschuktschen zu erfahren. Immerhin konnte man Spuren von Nordenskjölds Winterlager entdecken. Da de Long daraus schloß, daß Nordenskjöld keine Hilfe benötigte, stand er vor einer neuen Aufgabe. Sie hieß: Der Weg zum Nordpol! Die „Jeanette" segelte also nordwärts, sichtete die Wrangel-Insel und befand sich im September 1879 mitten im Polareis, das sich allmählich um das Fahrzeug schloß. Die Wissenschaftler, die an Bord waren, widmeten sich mit Leidenschaft den Untersuchungen. Bald senkte sich die Polarnacht über die kühnen Forscher.

Das Nordlicht leuchtete in zauberhafter Pracht, aber auch der gefürchtete Eisdruck begann. Große Eisblöcke gerieten in Bewegung, türmten sich zu Riesenburgen. Es donnerte und krachte mit unheimlicher Wucht. In der Weihnachtszeit wurde es etwas stiller, so daß die von der ganzen Welt abgeschnittenen Polarforscher ein freundliches Fest feiern konnten. Im Januar aber wurde das Schiff unter der Eiswirkung leck, und es begann eine verzweifelte Arbeit mit den Pumpen. Dann wurde das Schiff von einer geheimnisvollen Kraft in Bewegung gesetzt. Der Polarstrom trieb das schwimmende Gefängnis immer weiter nach Norden. Die Forscher wußten nicht, wo sie sich befanden, denn die Karten jener Zeit waren sehr dürftig. Monate vergingen. Es wurde Sommer, es wurde Herbst. Die Besatzung konnte ab und zu das Schiff verlassen, das sich mitten im Treibeis befand, um Vögel und Bären zu schießen. Furchtbar war aber die ewige Arbeit an den Pumpen. Feuchtigkeit verbreitete sich im ganzen Schiffsraum. Das Gespenst des Untergangs erhob sich drohend.

Allmählich meldeten sich auch Krankheitsfälle. Leutnant Tanenhover wurde schneeblind und durfte seine dunkle Kajüte nicht verlassen. Schließlich war der Schiffsarzt, der selbst vor Schwäche kaum auf den Beinen stand, gezwungen, dem Leutnant ein Auge wegzuoperieren. Der Winter 1881 brach an. Die Polarforscher wußten, daß ihr Schiff nach Nordwesten getrieben wurde. Aber wohin? Am 18. Mai ertönte ein Ruf vom Mast: Land in Sicht! Man sah eine eisbedeckte Insel ohne jede Spur von Menschen. Bald entdeckte man noch zwei weitere Inseln, die alle zusammen de Long-Inseln getauft wurden. Eine Schlittenexpedition beschäftigte sich mit dem Skizzieren von Karten. de Long stellte fest, daß man sich nördlich der neusibirischen Inseln befand, was einen Strahl von Hoffnung bedeutete. Das Eis wollte aber seine Beute nicht loslassen. An einem schönen Junitag, an dem die arktische Sonne besonders hell schien, ging es zu einem letzten Angriff über. Kaum hatte die Mannschaft Zeit, Lebensmittel und Zelte, sowie Rettungsboote in Sicherheit zu bringen, als das Schiff wie eine Nußschale von den Eismassen zermalmt wurde.

de Long, der sich bisher rein wissenschaftlich betätigt hatte, zeigte jetzt eisernen Mut und Entschlossenheit. Die Mannschaft wurde in Booten untergebracht und am 17. Juni begann die endlose Wanderung. Das Eis narrte aber seine unglücklichen Opfer. Nach Tagen und Wochen des Herumirrens mußte de Long feststellen, daß seine Expedition nicht einen Meter näher ans Land gekommen war, sondern umgekehrt. Erst nach zwei Monaten unbeschreiblicher Strapazen, des „Watens" im eisigen Brei und mühseligen Vorwärtsdringens, konnten die vollständig Erschöpften ihre Füße auf festes Land setzen. Es war eine der neusibirischen Inseln, die man endlich erreicht hatte.

Bereits peitschten die ersten Winterstürme das ungastliche Land. Die Sonne stand niedrig. Es war die letzte Minute, um über offenes Meer nach Sibirien zu segeln. Einen Monat dauerte die abenteuerliche Fahrt auf kleinen Rettungsbooten durch das Eismeer. Am 12. September segelte man nach der Richtung zur Mündung des Lena-Flusses. Eine Woche später konnten die stark beschädigten Fahrzeuge an der Mündung des wilden sibirischen Stroms landen. Es war ein gottverlassenes Land, das sich den Blicken der Erschöpften offenbarte, — eine tote, elende, menschenleere Gegend.

Die Expedition teilte sich jetzt in zwei Gruppen. Die eine mit dem Obermaschinisten Melville, versuchte ins Innere des Landes einzudringen, während de Longs Gruppe die Küste durchstreifte. Melville stieß auf Eingeborene — Tungusen — und begab sich dann auf die Suche nach de Long. Vergeblich! Erst im Februar des nächsten Jahres — man schrieb bereits 1882 — entdeckte der Obermaschinist de Long. Er schlief mit seinen zehn Männern den letzten Schlaf am Ufer der Lena. Das Tagebuch des Kapitäns war unversehrt. Bis zum letzten Augenblick — die letzte Eintragung ist mit dem 30. Oktober datiert — schrieb er seine Erlebnisse auf.

Viele Jahre nach dem Untergang der „Jeanette" fand man die Reste des Schiffes an Grönlands Küste. Ein junger Norweger entschloß sich, den Weg der „Jeanette" nachzugehen. Er hieß Fritjof Nansen und wurde Leiter der weltberühmten Fram-Expedition, die den Spuren der „Jeanette" gefolgt ist.

Rubinen-Stadt.

Birma, das Hauptland der Rubingewinnung. — Glitzerndes Edelgestein im Sande des Irawaddy.

Da die Fundstätten Ceylons, das früher viele wunderschöne Rubine geliefert hatte, heute fast erschöpft sind, ist das Land, in dem gegenwärtig die meisten Rubine gefördert werden, das zum britischen Hinter-Indien gehörige Birma. Aus Birma kommen heute mehr Rubine, als aus allen anderen Fundgebieten zusammen. Dort haben die Tertiär-Anschwemmungen, die im Verlauf der letzten geologischen Epoche durch die übergetretenen Gewässer der beiden großen Flüsse Pegu und Irawaddy bewirkt wurden, ein üppig fruchtbares Erdreich geschaffen, dessen Gehalt an hochwertigen Mineralien überaus groß ist.

Jene gesegneten Täler sind dicht bevölkert und auf den Anschwemmungen liegen die Fundstätten der Rubine, besonders in den Gegenden von Mytyma, der Hauptstadt Mandalay und von Mogok. Diese Stadt darf mit Fug und Recht die Stadt der Rubine genannt werden.

Es ist schon Jahrhunderte her, als eines Tages ein bescheidener birmanischer Landmann sich neugierig bückte, um einen kleinen Kieselstein aufzuheben, der nicht ganz

den übrigen glich. Als er den Stein von dem anhaftenden Schmutz befreit hatte, sah er, daß der vermeintliche Kiesel dunkelrot und durchsichtig war. Und der Stein schien ganz jenen zu gleichen, für die Fürsten und reiche Leute eine ausgesprochene Vorliebe haben.

Der glückliche Landmann machte aus seinem Fund kein Geheimnis. Alsbald entstand ein wahrhafter Rubinrausch in Birma und den Nachbarländern. Edelsteinsucher strömten in Scharen herbei, gerade so, wie es in Alaska im vorigen Jahrhundert geschah, als dort die Goldfunde den Goldrausch hervorriefen. Doch es erging den hinterindischen Rubinensuchern nicht viel anders, als es später den nordamerikanischen Goldsuchern ergehen sollte. Es waren ihrer zu viel und die dicht unter der Erdoberfläche vorhandenen Liegestätten der kostbaren Steine waren bald erschöpft. Immerhin ergab sich die Lehre, daß es vorteilhaft ist, die Rubinen vorzüglich in der Kalkerde und in granithaltigem Sand zu suchen. Heute werden die Rubine samt und sonders aus tiefen Lagen gefördert.

Dem Reisenden, der während der heißen Jahreszeit zu den Ufern des Irawaddy gelangt, bietet Birmas großer Fluß einen recht seltsamen Anblick. Das breite Flußbett ist nahezu ausgetrocknet. Durch die vielfach verschlungenen Windungen des Stromes ziehen spärliche Rinnsale, und überall — auf dem Grund des Flußbettes, unten und oben an den Uferwandungen — wimmelt es von Eingeborenen, die gruppenweise graben. Es sind Edelsteingräber, die sich zu kleinen Arbeitsgenossenschaften zusammengetan haben. Sie suchen im grießigen Sand des Irawaddy nach Rubinen. Die dabei angewendete Technik ist recht einfach, erzielt aber Ergebnisse, mit denen die bescheidenen Birmanen sich zufrieden geben.

Unter den Leuten am Irawaddy gibt es solche, die mit ihren Genossen vereint auf gemeinsame Rechnung selbständig sich betätigen. Viele andere sind nichts weiter als Tagelöhner, denen es obliegt, Löcher fünf bis sechs oder gar sieben Meter tief zu graben. Denn nur so stößt man auf die Erdschicht, die die glitzernden Rubinen in sich birgt. Übrigens trägt man Sorge, die großen Löcher durch eine primitive Verschalung von Pfählen und starken Baumzweigen zu schützen. Die zutage geförderte Erde, die man ihrer Schätze berauben will, wird in den verschiedensten Behältern aufgespeichert: in Körben, Eimern und nicht selten in alten Ölkanistern. Später wird die Erde in große, in gehöriger Entfernung aufgestellte, zylindrisch geformte Körbe geschüttet. Diese Körbe werden, sobald sie gefüllt sind, von den fleißigen Tagelöhnern im Schweiße ihres Angesichts zu den großen Waschständen getragen.

Die Waschvorrichtungen sind sinnreich angelegt. Es sind breite Rinnen, deren geneigter Boden mit fest aneinander gefügten Steinplatten ausgelegt ist. Ein von oben hineingelassener Wasserstrom erzeugt in der Rinne einen Wasserwirbel, der die rubinhaltige Erde auslaugt. Diese wird dann am unteren Ende der Rinne von einem Eingeborenen im Wasser zerstäubt. So werden die schlammigen Bestandteile von dem herabströmenden Wasser leichter mitgerissen, als die Minerale, die auf den Grund fallen. Die Eingeborenen sammeln das kostbare Material in engmaschigen Bambuskörben. Die Körbe werden geleert unter Aufsicht eines als sachverständig bewährten Eingeborenen, der inmitten der vielen grießigen Steinchen die Rubinen in ihrer rohen Gestalt auszusondern weiß.

Die wichtigste Persönlichkeit jeder Arbeitsgenossenschaft ist der sogenannte „Bankier", der an Ort und Stelle die geförderten Steine abschätzt und in kleine Säckchen verstaut, um sie darauf auf dem Rubinenmarkt möglichst günstig loszuschlagen.

Zweimal monatlich wird zu Mogok ein Rubinenmarkt abgehalten. Das ist eine von den europäischen Edelsteinbörsen recht unterschiedene Angelegenheit. Die technischen Vorrichtungen sind denkbar primitiv. Die Geschäfte werden unter freiem Himmel getätigt. Doch sind die Umsätze sehr beträchtlich und gehen in viele Tausende. Es herrscht fieberhafte Bewegung und ohrenbetäubendes Getöse. Unter höchst possierlichen Gestikulationen verhandeln die „Bankiers" miteinander. Einer überschreit den anderen. Der Rede und Widerrede gibt es schier kein Ende. Ein Geschäft kommt überhaupt erst dann zustande, wenn einer der beiden Marktbesucher — der Verkäufer oder der Käufer — am Ende seiner Kräfte angelangt und körperlich schlechterdings nicht mehr imstande ist, seinerseits das Schachern fortzusetzen.

Die Förderung der Rubine wird jedoch in Birma auch im Großen betrieben. Eine britische Bergwerks-Gesellschaft, die „Burma Ruby Mining Co.", verwendet Methoden, die den Erfordernissen neuzeitlicher Technik ein wenig mehr Rechnung tragen. Allerdings läßt diese Gesellschaft die Grabungen selbst in derselben Weise vornehmen, wie es die Eingeborenen tun. Hingegen wird die rubinhaltige Erde in einer rationelleren Waschvorrichtung, die nach Art eines Mühltrichters angelegt ist, ausgelaugt und geläutert. Hierbei wird geschultes europäisches Personal beschäftigt. Die Klassierung der rohen Rubine wird in eigenen Ateliers unter Aufsicht kundiger Edelsteinarbeiter verrichtet. Das Schleifen der Steine erfolgt teils in Birma selbst, teils in Europa.

K. D.

Lied im Mai.

Ob wir in glühendem Feuerschein
Hämmern und formen den zuckenden Stahl
Oder schmettern den rammenden Pfahl
Nieder auf den Boden von Stein:
Wir sind durchlodert von einem Geist,
Der uns zum Ganzen zusammenschweißt!

Ob wir an Häusern und Städten bauen
Oder an Straßen vom Berg bis zum Strand,
Ob wir ernten vom fruchtbaren Land
Oder die Kohle in Bergschächten hauen:
Nur eine Losung uns hält und trägt,
Die unsere Fäuste und Herzen bewegt!

Ob wir werken an Stühlen und Bänken,
Ob wir richten, zimmern und drehen
Oder in den großen Fabriken stehen,
Wie wir in Arbeit handeln und denken:
Wir sind von einem Glauben beseelt,
Der uns die Kraft und den Willen stählt!

Ob wir schaffen mit Hirn oder Hand,
Als Meister oder als Lehrlinge tun,
Bevor wir am Großen Feiertag ruhn,
Was auch immer die Aufgabe bannt:
Von Bruder zu Bruder heißt die Parole:
All unser Leben dem Volke zum Wohle!

Berthold Bombe.



Lustige Ecke



Peinliche Verwechslung.



Röntgenologe: „Ja, meine Dame, das ist Ihr Kanarienvogel!"

Verantwortlicher Redakteur Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.